



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Schulprogramme

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In Berlin haben kürzlich tausend Frauen über diese Frage zu Gericht gefessen und in ihrer Versammlung eine geharnischte Kundgebung gegen den letzten Reichstag zustande gebracht. Sind diese Frauen — schon oder noch — verheiratet? Nein, denn sonst hätten ihre Männer sie schwerlich in die Versammlung ziehen lassen. Sind sie bemittelt? Wahrscheinlich, denn von einer so uneinträglichen Thätigkeit, wie das Tagen und Reden ist, kann man doch nicht leben. Dann haben sie aber auch das Recht, ihr Vermögen selbständig zu verwalten, brauchen es also nicht für sich zu erkämpfen. Aber sie wollen ja ihren verheirateten Mitschwestern helfen. Wissen sie denn, ob die ihre Hilfe begehren? Das ist eine ganz überflüssige Frage. Die meisten Wortführerinnen für die Frauenrechte haben für ihre Person ihr gutes Auskommen, manche sind sogar recht bemittelt, aber — sie haben nichts zu thun! Anstatt nun einzelnen notleidenden Mitschwestern still und thätig zu helfen, machen sie redend und schreibend aus der allgemeinen Not zwar nicht eine Tugend, aber einstweilen für sich eine anregende Beschäftigung, wobei sie die Überflüssigkeit ihres nichtigen persönlichen Daseins weniger empfinden. Doch geht das ernsthafte Leben daneben seinen Gang ruhig weiter wie bisher.



Die Schulprogramme



In dieser schönen Sommerzeit, wo fast alle Beamten und Lehrer sich entweder schon ihres Urlaubs oder ihrer Ferien erfreuen oder doch dem erfreulichen Gedanken an die nahende Ruhepause Raum geben, sind in Deutschland viele hundert fleißige Federn damit beschäftigt, sich mit einer Arbeit abzumühen, die gerade in dieser Zeit geschaffen und abgeschlossen werden muß, weil das Gesetz ihr Erscheinen für Ostern nächsten Jahres verlangt: mit der „wissenschaftlichen Beilage“ zu den Jahresberichten aller der verschiedenen Gattungen der höhern Lehranstalten. Und zu Ostern 1897 erscheint dann, so sicher wie das Hochwasser unsrer deutschen Ströme, diese Hochflut wissenschaftlicher Produktion, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht wieder verläuft, sondern in den Bibliotheken zurückbleibt, und daß sie nicht entfernt denselben Segen stiftet. Wenn dann bei den einzelnen Schulen durch den Programmaustausch die vielen hunderte dieser Gelegenheitschriften einlaufen, um eine Zeit lang auszuliegen und dann, meist auf Nimmerwiedersehen, in den Bibliotheken zu verschwinden, da muß man sich wohl fragen, ob diese zwangsmäßige Massenföderung wissenschaftlicher Arbeit wirklich eine Notwendigkeit oder nicht vielmehr einen Notstand bilde.

Zu der Zeit, als die ersten „Programme“ erschienen, waren sie aller-
Grenzboten III 1896

dings eine Notwendigkeit. Denn damals, wo man den Menschen in manchen Stücken freiere Bewegung gönnte als heute, wurde durch sie zu fleißigem Besuche der Gelehrtenschulen eingeladen, und andererseits zeigte der „Schulmeister,“ d. h. der Direktor der Schule, den gelehrten Gönnern und Herren der Anstalt durch eine lateinische *commentatio*, womöglich über einen griechischen Schriftsteller, daß er über ein ausreichendes Wissen verfüge, seinen Schülern auch noch etwas mehr als die bloßen Anfangsgründe in den *humanioribus* beizubringen. Er hatte das auch nötig, denn der Staat hatte ihm noch durch kein Oberlehrerzeugnis die „*Fakultas*“ für verschiedene Fächer verliehen, er war Gelehrter auf eigne Hand und mußte seine Befähigung von Fall zu Fall, d. h. von Ostern zu Ostern, erweisen. Seine Gehilfen wurden nicht zu dieser Leistung herangezogen: es war ein Vorrecht des Schulleiters, daß er für alle das Wort ergriff. Dieser löbliche Brauch hat viele Jahrzehnte gegolten; solange die Schulen in ihrer Hauptmasse Gemeindeanstalten waren, ist es nicht anders gewesen, und noch in den vierziger und fünfziger Jahren haben es die Direktoren einer großen deutschen Handelsstadt so gehalten. Aber das Aufblühen der Philologie, vor allem ihrer textkritischen Richtung, und die gleichzeitige Verwaltung des preußischen Unterrichtswesens durch Johannes Schulze brachte hierin eine Wandlung hervor. Es kam, wohl um tüchtigen jüngern Leuten Gelegenheit zu wissenschaftlicher Bethätigung zu bieten, zunächst der Brauch auf, auch diesen die Abfassung der „wissenschaftlichen Beilage“ zu überlassen, und aus dem Gebrauche wurde dann später, etwa im Jahre 1824, das noch jetzt geltende preußische Gesetz, dem sich die andern deutschen Staaten nach und nach angeschlossen haben.

Wahrscheinlich ist dieses Gesetz damals sehr nützlich gewesen, und die Freunde der gelehrten Schulen haben es mit Freuden begrüßt. Aber auch Gesetze haben nur für eine bestimmte Zeit Lebenskraft, dann sterben sie ab. Es fragt sich, ob die „wissenschaftliche Beilage“ zu den Jahresberichten der höhern Lehranstalten heute noch eine wirkliche Lebensberechtigung in sich trägt.

Der Hauptzweck, den sie früher zu erfüllen hatten, wo man noch keine philologische und mathematische Staatsprüfung kannte, war der, daß in ihr Direktor und Lehrer eine Art von wissenschaftlichem Befähigungsnachweis liefern mußten. Er ist heute erreicht, da jeder Lehrer an einer höhern Lehranstalt mindestens in einer Staatsprüfung das Maß von Kenntnissen nachweisen muß, das bei ihm als unerläßlich gilt, wenn er an einer höhern Lehranstalt Unterricht erteilen will. Heute kann der Zweck einer Programmabhandlung nur noch der sein, einerseits „die Wissenschaft zu fördern,“ und andererseits „in den Lehrerkollegien einen wissenschaftlichen Sinn rege zu erhalten.“

Ich wende mich zunächst zu dem zweiten Punkte. Trotz der offiziellen Formel möchte ich nicht glauben, daß es den deutschen Unterrichtsverwaltungen jemals in den Sinn gekommen sei, die wissenschaftliche Arbeit ihrer akademisch

gebildeten Lehrer gewissermaßen unter Aufsicht zu stellen. Manche Pessimisten glauben das allerdings, aber es ist nicht so. Wollte der Staat wirklich die wissenschaftliche Arbeit und den Sinn dafür kontrollieren, so hätte man das viel eher bei den Universitäten zu erwarten, die ja auch mutatis mutandis dem Lehrberufe nachgehen, umso mehr, als die Bedeutung der einzelnen wissenschaftlichen Lehrämter weit größer ist. Aber gerade dort geschieht das nicht. Zwar lassen alljährlich so und so viele deutsche Universitäten „Programme“ und Indices lectionum erscheinen, aber der einzelne Professor nimmt nur dann an ihrer Abfassung teil, wenn er das Ehrenamt eines Dekans oder Pro-cancellars bekleidet, und die besondere Mühwaltung pflegt ihm dann auch besonders vergütet zu werden. Anderwärts wird diese Bemühung nur von dem ehemaligen professor eloquentiae ac poëseos verlangt, der sich als os academicum für alle zu äußern hat, d. h. von den heutigen Professoren der Philologie; ob aber gerade die zu besonders fleißiger Beteiligung am Abhandlungschreiben noch des Sporns bedürfen, ist doch fraglich. Nein, das Erscheinen aller dieser Universitätschriften bei irgend welchen Gelegenheiten ist ein alter, geschichtlicher Brauch. Man hat ihn frühzeitig auf die andern Lehranstalten übertragen, und dort hat er unzweifelhaft sein gutes gehabt, als das „Programm“ noch eine Art von Befähigungsnachweis war. Jetzt ist er nur noch eine Reliquie, die man aus Achtung vor ihrem ehrwürdigen Alter weiter bestehen läßt. Leider hat man aber nun aus der freien Übung ein Gesetz gemacht und um einen neuen „Zweck“ für das eigentlich zwecklos gewordene zu schaffen, die Formel gefunden: „um den wissenschaftlichen Sinn in den Lehrerkollegien rege zu erhalten.“

Ist es aber wirklich nötig, durch den Zwang des Programmschreibens auf den wissenschaftlichen Sinn der Lehrerkollegien einzuwirken? Es wäre schlimm, wenn man das erst erzwingen müßte, was nur in freier Entfaltung den rechten Wert hat, und so ideallos ist die deutsche Lehrerwelt doch nicht, daß sie erst genötigt werden müßte, das beste und schönste, was ihnen ihr selbstgewählter wissenschaftlicher Beruf bietet, nicht zu vernachlässigen.

Der junge Mann, der sich sein Oberlehrerzeugnis ehrenvoll erworben hat, braucht zunächst seine Liebe zur Wissenschaft nicht darzuthun. Er hat sie ja eben erst bewiesen und bringt sie von der Universität mit. In den ersten Jahren seiner Lehrertätigkeit wird er nur sehr wenig Zeit finden, sich gründlicher mit seiner „Spezialität“ zu beschäftigen. Anders stellt sich das Bild aber etwa nach den ersten fünf Jahren seiner Amtstätigkeit. Das Neue und Ungewohnte der praktischen Thätigkeit hat sich für den jungen Lehrer verloren; das Probe- und das Seminarjahr sind vorüber, die erste nichtständige Anstellung ist erreicht, die erste Klasse zum Ziele geführt, der erste Verdruß ist auch dagewesen. In das Schultechnische, das auch gelernt sein will (viel mehr, als sich mancher vorher hat träumen lassen), ist er nun eingedrungen und

hat es wenigstens in seinen Hauptzügen erfasst. Durch Lesen, besonders auf andern Wissensgebieten, und durch Umgang mit Leuten andrer Berufsarten hat er sich menschlich weiter gebildet. Auch die geselligen Vergnügungen, denen sich der junge Lehrer um so lieber hingeeben hat, als ihm seine Studentenjahre jetzt dazu immer weniger Zeit übrig lassen, haben nicht mehr ihren ersten Reiz, und so entsteht bei den tüchtigern Naturen von Tag zu Tag mehr das Bedürfnis, sich über die kleinen und oft kleinlichen Dinge ihrer täglichen Beschäftigung in das Reich des Geistes zu erheben, und in ernstester Bemühung um die Wissenschaft das seelische Gleichgewicht zu finden, das eins der höchsten Güter des Menschendaseins darstellt. So setzt denn, ganz aus eigenem Antrieb, der eine früher, der andre später, an der oder jener Stelle ein, die er als Student und junger Doktor verlassen hat, und von hier aus arbeitet er weiter, immer sein Wissen bereichernd und vertiefend, und so wird er ein wissenschaftlich gebildeter und fortwährend sich weiter bildender Mann und ein Lehrer, dessen fortschreitendes Wissen die höhere Lehranstalt, die selbst ihre Schüler zu wissenschaftlicher Thätigkeit erziehen will, ebenso gut und so nötig braucht wie seine pädagogischen Fertigkeiten. Ob er dabei immer die Zeit finden wird, und ob ihn der Geist treiben wird, die gewonnenen Kenntnisse und Gedanken auch niederzuschreiben, ist die Frage; nicht jeder, der wissenschaftlichen Sinn hat, ist eine produktive Natur. Es ist das auch gar nicht nötig, denn Wissenschaftlichkeit bekundet sich nicht bloß in einer langen Reihe von Bänden.

Es hat natürlich von jeher unter den akademisch gebildeten Lehrern Deutschlands eine gute Anzahl von Leuten gegeben, die das Bedürfnis empfanden, sich über ihre Gedankenarbeit auch auszusprechen. Für diese war seinerzeit die Beigabe einer wissenschaftlichen Abhandlung zu dem Programm eine willkommene Gelegenheit dazu; sie wurde um so freudiger begrüßt, als sich sonst kaum die Möglichkeit zeigte, eine wissenschaftliche Untersuchung an den Mann zu bringen. Heute aber steht das anders. Für den produktiven Kopf öffnet sich heute in der unabsehbaren Reihe wissenschaftlicher Zeitschriften eine weite Arena, um sich zu tummeln, ein viel weiterer Platz, als z. B. im Jahre 1824, wo durch ein preussisches Ministerialreskript neben den Direktoren die Oberlehrer (später auch die ordentlichen Lehrer) zur Abfassung der Programmabhandlung herangezogen wurden. Das „Programm“ ist dazu nicht mehr nötig, und die von seinen Freunden geäußerte Befürchtung, daß ohne diese Nötigung manche gute Arbeit nicht das Tageslicht erblickt haben würde, muß wohl gegen die Rehrseite der Einrichtung zurücktreten, nämlich gegen die unbestreitbare Thatsache, daß neben vielen guten Weizenkörnern auch eine Menge von Spreu in diesen Abhandlungen zu Tage gefördert wird, die eine Weile, die wissenschaftliche Luft verdunkelnd, umherfliegt, um schließlich als nutzloser Niederschlag zu Boden zu sinken.

Denn es ist bei dem höhern Lehrerstande nicht anders, als bei allen andern Berufsarten: es giebt Bacchen und Thyrsosträger. Die einen braucht man nicht zu geistiger Thätigkeit anzuregen, und bei den andern — hilft es nichts. Nötigt man diese, ihren „wissenschaftlichen Sinn“ zu bethätigen, so werden die Früchte darnach sein (es ließe sich davon manches Pröbchen auf-tischen); bei den andern braucht man keinen Zwang, da sie von selber thun, wozu sie eben angespornt werden sollen. Richtig würde der Sporn dann angewendet werden, wenn sich das Verhältnis von Bacchen und Thyrsosträgern gar zu ungünstig gestalten sollte. Aber wenn man sie an den Früchten erkennen kann, so ist es in den letzten siebenzig Jahren um die deutschen Lehranstalten nicht schlimmer bestellt gewesen, soweit es das Lehrpersonal angeht, als vorher. Und nur wer die Programmliteratur nicht kennt, wird behaupten können, daß diese dabei einen bestimmenden Einfluß gehabt habe, und daß man sie deshalb nicht entbehren könne.

Wenn wir uns zu dem Nutzen der Programme für die Wissenschaft wenden, so ist von vornherein zuzugeben, daß eine ganze Reihe von ihnen wesentliche wissenschaftliche Fortschritte herbeigeführt haben, und daß in ihnen der akademisch gebildete Lehrer eine höchst achtungswerte Summe tüchtiger Leistungen niedergelegt hat. Aber wird das so bleiben? wird das so bleiben können? In manchen Gebieten der Schulwissenschaften macht sich schon eine gewisse Erschöpfung des Stoffes geltend, andererseits zeigt sich für den Schulmann eine in der Sache liegende Schwierigkeit, dem Fluge der Wissenschaft, so wie ihn die modernen Verkehrsverhältnisse ermöglichen, zu folgen. Bleiben wir einmal bei der klassischen Philologie, so steht es außer allem Zweifel, daß sich eine ganze Anzahl ihrer Gebiete dem arbeitenden Schulmann immer mehr verschließen. Was will er z. B. gutes und neues in der Archäologie und Epigraphik sagen, wenn er nicht das Glück hat, an einem wissenschaftlichen „Zentrum“ zu wohnen? Gewöhnlich gebriecht es ihm an seinem Gymnasialorte schon an den nötigsten Hilfsmitteln. Denn die Bibliotheken der Gymnasien, selbst alt-ehrwürdiger und berühmter Anstalten, zeigen Lücken, die von Jahr zu Jahr weiter klaffen. Sehr oft ist es nicht möglich, dem Programmschreiber für seine Zwecke auch nur das Landläufigste zu beschaffen. So kommt es denn, daß, trotz aller Ferienkurse und Studienreisen, die ragazzi des römischen und des athenischen Instituts dem fleißigen Schulmanne, den die Aufforderung der Regierung und eigne Neigung zu diesem Studiengebiete hingeleitet hat, bedeutend überlegen sind und mühelos zu Ergebnissen kommen, an deren Erreichung der Programmschreiber, trotz alles wissenschaftlichen Sinnes, verzweifeln muß. Es können hier nicht alle Gebiete des weiten philologischen Arbeitsfeldes durchgenommen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß jetzt nur drei in den Programmen gründlicher angebaut werden: die Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die Textkritik und die ästhetisirende Be-

trachtung. Über die Berechtigung, gerade sie zu bevorzugen, ist viel geschrieben und viel getritten worden. Sie, und mit ihnen die gesamte Philologie, sind zum Teil dadurch in Mißkredit gekommen, daß man einzelne Auswüchse verallgemeinert hat. Viele Menschen können sich den philologisch gebildeten Schulmann gar nicht mehr anders vorstellen, als wie er in Ekstase gerät, wenn er z. B. die verschiedenen ah! bei Catull gezählt hat, selbstverständlich mit „philologischer Akribie,“ aus ihrer Zahl ein „Gesetz“ gewonnen und nebenbei nach neuester Orthographie die sämtlichen h in seinem Handexemplar weggestrichen hat und dies nun dem Publikum berichtet mit der Aufforderung, seinem Beispiel zu folgen. Wer die zahlreichen Programmarbeiten vorurteilsfrei ansieht, wird zugeben müssen, daß sich unter ihnen viel nützliches Material befindet, und daß dort mancher Baustein behauen worden ist, der gut verwendet werden kann. Aber schließlich müssen sich auch diese Gebiete erschöpfen, auch hier muß der öde Zustand eintreten, den kürzlich ein Fachgenosse in seinem Selbstnekrolog mit dem bösen Worte „Abhandlung schreiben als Selbstzweck“ bezeichnet hat. Die Erforschung des Sprachgebrauchs hat schon zu einem Stilpezialistentum geführt, dem der gewöhnliche Philologe mit naiven Anschauungen kaum noch nachkommen kann. Die Textkritik ist heute nicht mehr so leicht wie zu den Zeiten der Holländer und selbst noch Immanuel Bekkers, wo man nur ein paar Handschriften benutzte oder sich mit einem effektischen Verfahren begnügte. Der moderne Verkehr ermöglicht eine allseitige Beschaffung des Materials, und darum wird sie auch, und mit Recht, von der Wissenschaft verlangt. Man denke nur an die neuesten Arbeiten, z. B. über Senecas *Quaestiones naturales* oder die Scholien zu Aristophanes und die *Parömiographen*, von den Kommentaren zu Aristoteles ganz zu schweigen, und man wird zugeben müssen, daß auch hier dem Schulmanne, wenn er nicht aus einem Schriftsteller lebenslang seine Spezialität machen will, das Material über den Kopf gewachsen ist. Und endlich die ästhetisierenden Aufsätze. Sa, wie selten ist darunter etwas wirklich förderndes! Wie oft werden da offene Türen eingerrannt, wie oft allbekanntes wiederholt! Ob es auf andern Gebieten der Programmabhandlungen besser steht, vermögen wir nicht zu beurteilen. Die Fachmänner verneinen es.

Ausnehmen möchten wir hier ausdrücklich die Arbeiten, die sich auf Geschichte beziehen, seien es nun Quellenuntersuchungen oder orts- und schulgeschichtliche Arbeiten, ferner Mitteilungen aus der Praxis (theoretisierende Versuche geraten seltener gut) und die dankenswerten Veröffentlichungen bisher unbenutzten Quellenmaterials, besonders für die deutsche Literatur. Diese Arbeiten sind das eigentliche Gebiet der „Schulweisheit,“ hier hat man fast immer das Gefühl, daß sich der Verfasser nicht erst mühsam hat emporschrauben müssen, sondern daß er mitten im Stoffe steht und aus dem Vollen schöpft. Dasselbe gilt selbstverständlich auch von einer Reihe von Arbeiten auf andern

Gebieten, achtungsgebietenden Leistungen, die bisweilen hohen wissenschaftlichen Wert haben und verdienten, an anderer Stelle zugänglicher gemacht zu werden. Aber sie bleiben doch Ausnahmen und bestätigen nur die Regel, daß der Ertrag nicht der aufgewandten Mühe und den aufgewandten Kosten entspricht. Soll man aber wirklich, um diese verhältnismäßig wenigen guten Früchte zu ziehen, die Leute, die sich nicht berufen fühlen, nötigen, den Griffel in die ungewohnte Hand zu nehmen?

Ist aber der Gewinn gering, wenn man bedenkt, daß alljährlich in Deutschland mindestens 1500 Programmabhandlungen erscheinen, so würde auch der Schade für die Wissenschaft nicht groß sein, wenn hier starke Kürzungen einträten. Ein gänzlicher Wegfall der Programmabhandlung würde uns nicht als das Rechte erscheinen. Denn die „gelehrten Schulen“ möchten das epitheton ornans doch nicht ganz über dem Hauptwort beiseite lassen. Aber starke Einschränkungen scheinen geboten.

Schon einmal, 1865, hat sich eine preußische Direktorenkonferenz mit diesem Gegenstande befaßt. Der Wortführer, der feinsinnige August Lehnerdt (damals in Thorn, später am Königsberger Friedrichskollegium), stand der Programmabhandlung günstig gegenüber, erkannte aber doch schon die Schäden und machte Vorschläge, um abzuwehren. Später hat sich auch Ludwig Wiese näher damit beschäftigt, und endlich hat man noch in einer in Dresden, wenn ich nicht irre, 1872 abgehaltenen Konferenz die schon damals zu bedenklicher Höhe angeschwollene Programmlitteratur vermindern wollen. Seitdem ruht aber die Frage. Es ist nichts geschehen, und die Programmlitteratur ist in den letzten dreißig Jahren zu einem Meere angeschwollen. Sie ist das Entsetzen jedes Bibliothekars, der alljährlich nach örtlichen oder sachlichen Gesichtspunkten die Einzelschriften unterbringen und katalogisieren muß; dabei sind sie für den wissenschaftlich arbeitenden oft schwer zu erlangen, sie werden leicht übersehen und geben wenig Ertrag, und drittens, sie sind sehr teuer. Wiese rechnete 1860 für die damaligen preußischen Gymnasien 14000 Thaler, Lehnerdt 1865 für das gesamte Deutschland 25000 Thaler jährliche Kosten heraus. Man kann wohl annehmen, daß bei der heutigen Ausdehnung des Programmwesens diese Schriften (wir meinen nur die wissenschaftlichen Beilagen) von 1860 bis 1896 den deutschen Schulverwaltungen acht bis zehn Millionen Mark gekostet haben. Den alljährlichen Aufwand dafür kann man sicher auf 300000 Mark berechnen. Da scheint es denn doch an der Zeit, sich einmal wieder der Frage zuzuwenden, ob man hier nicht bedeutend sparen könnte, und ob man nicht durch starke Verminderung der wissenschaftlichen Programmabhandlungen der Wissenschaft und zugleich der Schule einen Dienst erweisen würde.

Das würde aber unzweifelhaft geschehen, wenn man die für den Programmdruck ausgeworfne Summe dem Rechnungstitel des Gymnasialhaushalts

zuführen könnte, der sie am nötigsten braucht, und aus dem sie auch in einzelnen Staaten (z. B. in Sachsen) bestritten werden muß: der Schulbibliothek. Jeder höhern Lehranstalt sind für ein Jahr zu Bibliothekszwecken bis zu tausend Mark bewilligt. Davon müssen bezahlt werden: die Fortsetzungen größerer Werke, die Zeitschriften, die Prämienbücher, soweit sie nicht aus Stiftungen stammen, der Buchbinder und alle Gelegenheitschriften, also auch das Programm. Nun ist ja die Summe für Erweiterung der Bibliotheken von den Landesvertretungen gern und ausgiebig gesteigert worden. Aber diese Steigerung hat nicht entfernt mit dem Wachsen des Bedürfnisses Schritt gehalten. Man denke nur an die Entwicklung des Zeitschriftenwesens. Im Anfang unsers Jahrhunderts begnügte man sich mit der einen Venaischen Litteraturzeitung; heute muß der Leserkreis einer mittlern Gymnasialstadt mindestens fünf philologische Zeitschriften aufweisen, und wie würden sich die Mathematiker, die Germanisten, die Neusprachler, die Theologen, die Historiker, die Kunstfreunde zurückgesetzt fühlen, wenn man ihnen nicht auch ihr publizistisch-wissenschaftliches Tröpflein zumessen wollte. Was das allein kostet! 100 bis 150 Mark jährlich sind nur für diese periodischen Schriften zu rechnen, ganz abgesehen von dem Buchbinder, der doch auch nicht umsonst arbeitet. Die Herstellung des Programms läßt sich bei mittlerer Ausdehnung ebenfalls auf 200 bis 250 Mark anschlagen, bisweilen (besonders bei Hinzufügung von Tafeln und Abbildungen) kostet es viel mehr, nur selten wird der Betrag unter 200 Mark bleiben. Die Fortsetzungen größerer Werke kosten mit den Prämienbüchern zusammen ebenfalls 200 bis 250 Mark. So bleiben denn für Neuanschaffungen kaum 300 Mark übrig: ganz ungenügend, den Zweck der Gymnasialbibliotheken zu erfüllen und den Lehrerkollegien das nötige wissenschaftliche Rüstzeug zu bieten. Die Folge dieser Beschränkung hat sich denn auch schon gezeigt. Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß die meisten Gymnasialbibliotheken außerordentlich lückenhaft sind, ja daß sich die Verwaltungen oft Bücher verschaffen müssen, die jeder gebildete Mensch ohne weiteres darin erwarten sollte. Die neueste Auflage der Konversationslexika wird man wohl kaum verlangen, aber daß die letzte derartige Anschaffung fünfzig Jahre zurückliegt, kann man oft erleben. Und wie viel Bibliotheken haben kein Geld, sich so wichtige Werke wie z. B. Ranke's Weltgeschichte zu kaufen! Gewöhnlich weisen die Bibliotheken alter, berühmter Anstalten Schätze aus alten Zeiten auf, die man dort gar nicht vermutet, und die ein herrliches Zeugnis für die Freigebigkeit früherer Jahrhunderte sind, wo man noch nicht alles vom Staat erwartete, wo noch die Bürger der Städte für die Schule in ihren Mauern nicht immer bloß Tadel, sondern auch bisweilen eine offene Hand hatten. Wer die Schätze unsrer Tage dort suchen wollte, z. B. archäologische Tafelwerke, der würde sich vergeblich umsehen: man würde ihn als „sonderbaren Schwärmer“ betrachten, da ja den Wissenden wohl bekannt ist, daß oft das allernötigste Werkzeug fehlt.

Wie gut wäre da das Geld angewendet, das für das jährlich herzustellende Programm ausgegeben wird, was für wertvolle Bücher hätten sich die höhern Lehranstalten dafür in den letzten dreißig Jahren kaufen können! Hoffentlich wird der Gedanke der Programmverminderung auch einmal vom Standpunkte der bedürftigen Schulbibliotheken aus erwogen. Denn die müssen sich, wie alte Adliche, heute oft das Nötigste versagen und doch den guten Schein wahren, während manche Schülerbibliothek, wie ein moderner Parvenü, nicht weiß, wie sie ihr Geld verthun soll. Schade, daß man hier nicht manchmal „fusioniren“ kann.

Wenn man die akademisch gebildeten Lehrer um ihre Ansicht über die Programmabhandlung fragen wollte (man thut das in ihren Angelegenheiten nicht oft), so würde sich wohl eine große, ja die überwältigende Mehrheit für eine sehr starke Änderung aussprechen. Es ist nicht der Widerwille gegen die aufgenötigte Arbeit, nicht die völlige Gratisleistung dieser besonderen Bemühung, nicht die Rechtlosigkeit der Autoren an ihrer geistigen Arbeit, es sind nicht diese persönlichen Gründe, die die meisten bewegen würden, sich der hier vorgetragenen Ansicht anzuschließen, sondern dieselben sachlichen Einwände, die wir oben dargelegt haben. Wenn etwas persönliches dabei mit vorgebracht werden soll, so ist es der eigentümliche Umstand, daß an den kleinen, von den wissenschaftlichen Mittelpunkten entfernten Orten den Einzelnen die Reihe viel häufiger trifft als in den großen Städten, die eine leichtere und bequemere wissenschaftliche Bewegung und Bethätigung ermöglichen. Das ist eine offenbare Härte, die auch dann einer Abhilfe bedürfte, wenn sich an der Programmhäufung nichts ändern ließe.

Wenn zum Schluß noch ein positiver Vorschlag gewagt werden soll, so würde unsre Meinung dahin gehen, daß erstens die Abfassung der Programmabhandlungen eine starke Einschränkung erfahren sollte, etwa so, daß die Schulnachrichten alljährlich erschienen, die wissenschaftlichen Beilagen aller fünf Jahre oder bei besonders festlichen Anlässen. Schon Wiese war für ein Erscheinen etwa aller drei Jahre, um dem Übermaß vorzubeugen, und von dem frühern Leiter des preußischen Schulwesens wird wohl niemand behaupten, daß er nicht möglichst konservativ gewesen wäre. Auch die Schulnachrichten vertragen recht wohl Kürzungen; z. B. ist es nicht nötig, daß der ganze Lehrplan für alle Klassen alljährlich abgedruckt wird. Zweitens müßten die Abhandlungen bei einer Zentralstelle, etwa bei einem Provinzialschulkollegium oder auch einer tüchtigen Buchhandlung eingeliefert und dann zu größern Ganzen verbunden werden, um dann in Bänden (so wie die Abhandlungen der wissenschaftlichen Gesellschaften) den Bibliotheken und einzelnen Kauflustigen zugänglich gemacht zu werden. Schülereltern und Nichtfachleute, darunter alle die, die bisher honoris causa beglückt wurden, müßten unverlangt nur die Schulnachrichten erhalten, auf die sich ja auch ihr Interesse beschränkt. Die einzelnen Ab-

handlungen in Sonderabzügen müßten nur dann ausgegeben werden, wenn sie zu wissenschaftlichen Zwecken verlangt werden. Drittens wäre zu wünschen, daß zu den Abhandlungen sorgfältige und praktische Register angelegt würden, um ihre Benutzung zu erleichtern. Durch die trefflichen Arbeiten von Klußmann ist schon viel geschehen; aber noch viel mehr bleibt zu thun übrig. So fehlen z. B. Verzeichnisse der behandelten Stellen, Namens- und Ortsregister u. a. m. Viertens müßte ausdrücklich den Verfassern ihr Autorrecht gewahrt werden, so gut wie den Universitätslehrern, die ja auch ihre Programme öfter als Opuscula gesammelt haben. In tausend Fällen wird das ja höchstens einmal praktisch werden: aber auch für diesen einen Fall ist es nötig, daß der Verfasser eine rechtliche Grundlage habe, um sich sein geistiges Eigentum zu sichern und zu verwerten. Besonders tüchtige Leute haben sich oft nur deshalb nicht entschließen können, ihre guten, neuen Gedanken in einem Programm zu „vergraben“ (das ist der übliche Kunstausdruck), weil sie sich in jeder Hinsicht gebunden fühlten: das würde anders werden, wenn auch hier die vielleicht nicht einmal beabsichtigte Schranke fiel.*)



Richard Muther und die deutsche Kunstwissenschaft

Ein Beitrag zur Klärung der „Mutherhetze“



ie „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ von Richard Muther, die vor drei Jahren zu erscheinen anfang, gehört zu der kleinen Zahl der Bücher, die in den Kreisen der Fachgenossen wie im großen Publikum Aufsehen erregen und wirklich gelesen werden. Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man sagt, daß wohl nie zuvor in Deutschland ein kunstgeschichtliches Werk auch von der Laienwelt so begierig aufgenommen und so emsig studirt worden ist, wie dieses Buch. Es haben sich Vereinigungen und Lesekränzchen gebildet, besonders von Damen, zu gemeinsamem Lesen des Buches. Ein großer Teil des gebildeten Publikums, der sonst den Veröffentlichungen aus Fachkreisen fern zu bleiben pflegt, liegt förmlich im Banne der Mutherschen „Geschichte der Malerei.“

*) Sollte wirklich ein Lehrer verhindert werden können, eine Programmabhandlung gleichzeitig in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, wo er ein Honorar dafür erhält? Das ist doch undenkbar.